

Was soll die Kirche heute tun?

Von Richard Hauser

Noch vor einem Jahrzehnt, erst recht weiter zurück, wäre die Frage nicht so radikal und aus so viel Unsicherheit gestellt worden wie heute. Gewiß, es gehört zur Geschichtlichkeit der Kirche, daß ihr immer wieder neue Aufgaben begegnen, daß ihr inneres Leben ständig zu neuer Gestaltung drängt, daß sie sich selber notwendig wandeln und erneuern muß. Sie ist, das hat erst das Konzil wieder ausgesprochen, *ecclesia semper reformanda*. Aber was im wesentlichen und eigentlichen Sendung und Auftrag der Kirche sei und auf welche Weise sie ihn notwendig zu erfüllen habe, das war *intra et extra muros ecclesiae* bisher unumstritten. Heute besteht dieses Vertrauen draußen nicht mehr. Eher begegnet einem katholischen Christen die besorgte Frage Außenstehender, wohin denn der Weg der Kirche führe und ob sie sich nicht selber völlig verliere. Schlimmer ist, daß Unsicherheit und Angst weithin die Glieder der Kirche selber befallen hat. Es sind der Erfahrungen und Stimmen übergenug, die dieser Sorge um die Kirche Ausdruck oder Anlaß geben. Schon vor etwa zwei Jahren hat Ida Görres in einem Vortrag »Vertrauen zur Kirche«¹ eine lange Litanei ernster Anfechtungen zusammengestellt. Ein eindringliches Zeichen ist auch, daß angesehene Theologen wie Hans Urs von Balthasar oder Joseph Ratzinger öffentlich ihr Bekenntnis zur Kirche ablegen². Das Thema »Warum ich noch in der Kirche bin« hätte vor Jahren noch keiner unserer Theologen für besonders nötig gehalten; in der Kirche zu stehen, war selbstverständliche Grundlage seiner Arbeit. Im Märzheft von »Concilium« wartet umgekehrt Stephan Pfürtner mit einer ganzen »Pathologie der Kirche« auf³. Als Symptome schwerer Erkrankung glaubt er feststellen zu müssen, die Kirche sei religiöse Klassengesellschaft, verweigere die Menschenrechte und bewahre archaische, mythische Vorstellungen und Verhaltensformen. Nach einer so massiven Diagnose ist es mehr als verwunderlich, daß der Verfasser doch noch eine Rettung für möglich hält. Die Zeitschrift »Wort und Wahrheit« schließlich veröffentlicht im März/April ein Sonderheft mit einer Umfrage an 200 Adressaten über den Zustand der römisch-katholischen Kirche⁴. Die eingegangenen Antworten sind bei weitgehender Divergenz über das, was die Situation zu tun fordert, alle darüber einig, daß die Kirche sich in einer ernststen Krise befinde.

¹ Ida Friederike Görres, Im Winter wächst das Brot, S. 103 ff.

² Hans Urs von Balthasar – Joseph Ratzinger, 2 Plädoyers.

³ In »Concilium«, VIII/3, S. 163 ff.

⁴ In »Wort und Wahrheit«, XXVII/2.

Diese uns allen spürbare Krise hat zunächst etwas Rätselhaftes an sich, sie ist wie ein plötzlicher Wetterumschlag über uns gekommen. Die Kirche war doch das große Thema der Theologie des letzten Menschenalters. Das Zweite Vaticanum schien mit seinen Konstitutionen *Sacrosanctum Concilium*, *Lumen gentium* oder *Gaudium et spes* wie der gültige, vorläufige Abschluß einer Lehrentwicklung, die mit der Theologie der Tübinger beginnend über Pius' XII. *Mystici corporis* und viele theologische Einzelarbeiten hinweg sich gerundet hatte. Die Kirche war nicht minder der innere Antrieb der Frömmigkeit einer ganzen Generation gewesen. Das »Erwachen der Kirche in den Seelen« trug die liturgische Bewegung, die erneute Begegnung mit dem biblischen Wort und vieles andere. Gerade dieser Vertiefung und Erneuerung inneren Lebens wollte das Konzil dienen. Mit einem Schlag war das alles nun wie versunken, ausgelöscht die Liebe zur Kirche, das Vertrauen zu ihr. Zu Wort kommen nur noch harte Kritik, mißtrauische Distanz, ja Schmähung und Schelte. Es ist nur mehr von autoritären Strukturen, Resten des Feudalismus, Machtmißbrauch, vom Zurückgebliebensein und der fossilen Erstarrung der Kirche die Rede, derselben Kirche, an der man sich zuvor begeistert hatte. Fast ist es nicht mehr verständlich, wie de Lubac, einer übrigens, der auch das Leiden an der Kirche erfahren hat, vor zwei, drei Jahrzehnten seine bewegenden Meditationen über die Kirche schreiben konnte⁵.

Versucht man das Ausmaß der Krise heute zu bestimmen, zeigen sich allmählich alle Bereiche kirchlichen Lebens von ihr betroffen. In der Tiefe liegt ohne Zweifel eine Krise des Glaubens zugrunde. Sie zeigt sich in Schwäche und Zweifel vollzogenen Glaubens, in Gleichgültigkeit und Uninteressiertheit an der Wirklichkeit des Glaubens, in der rationalistischen Verkümmern oder babylonischen Verwirrung der Glaubensaussagen. Für die Katholische Deutsche Studenten-Einigung zum Beispiel ist Glaube eigentlich nur noch mögliche Motivationsbasis für gesellschaftsveränderndes Handeln⁶. Aus der Glaubenskrise entspringt die Identitätskrise der Kirche. Man weiß überhaupt nicht mehr, was Kirche ist oder soll. Was sie einer bedrängten Generation in Not und Gefahr einmal war, die lebendige Verbundenheit und Gemeinschaft um den Altar, ist fast ganz vergessen. Die Bindung an die Kirche hat sich gelockert, im Leben vieler heutiger Christen spielt sie keine ernsthafte Rolle mehr. Daher die deutliche, statistisch belegte Abwanderung aus der Kirche, die ausdrückliche, entschlossene. Bedenklicher noch ist die lautlose, innere, die sich ohne Entscheidung einfach vom Leben der Gemeinde und ihrem Glauben zurückzieht und der Kirche gleichgültig geworden ist.

⁵ Henri de Lubac, *Méditation sur l'Église*, 3 1951. Jetzt deutsch: Die Kirche. Eine Meditation. Einsiedeln 1968.

⁶ Schwerpunktprogramm für die politische Arbeit des KDSE. Vgl. »Herder-Korrespondenz«, XXV/4, S. 183 f.

Die Unsicherheit dringt dann in das religiöse und sittliche Leben der Familien und des einzelnen ein. Der Besuch des Gottesdienstes läßt nach, die religiöse Praxis verflüchtigt sich, die sittlichen Grundsätze geraten ins Wanken. Es mag offen bleiben, wieweit eine wenig überzeugende, verflachte Verkündigung oder wieweit die unernste, oberflächliche Annahme des Glaubens, die ihn zu leerer Gewohnheit werden ließ, daran schuld sind. Es ist auch so leicht und verführerisch, sich vom Geist der Zeit mitnehmen zu lassen, Antriebe und Maßstäbe des Handelns danach auszurichten, was jedermann tut und für richtig hält. Mancher glaubt, gerade so seine Freiheit unter Beweis zu stellen, und sieht in Anruf und Ordnung christlichen Lebens in der Kirche autoritäre Vergewaltigung und Willkür. Schließlich zeigt sich die Krise der Kirche im vielfach gestörten Verhältnis der einzelnen Glieder und Dienste zu einander. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man von einer Führungs- und Vertrauenskrise spricht. Das einvernehmliche, auf Vertrauen gründende Miteinander, wie es dem Leben der Kirche entspricht, ist nicht mehr selbstverständlich vorhanden. Das kollegiale und synodale Element zum Beispiel, das nach der Weisung des Konzils Geltung haben soll, ist noch nicht recht wirksam geworden. Platz und Aufgabe des Laien in der Kirche sind noch zu wenig umschrieben. Neue Lebensformen wollen durch längere Einübung gelernt sein. Sicher tut sich ein überkommenes Amtsverständnis schwer, bisher ungeübtes Gespräch wird erst langsam in Gang kommen. Kontestationen, Obstruktion und heftige Angriffe schaffen aber auf keinen Fall ein Klima des Vertrauens. Mangelndes Vertrauen meint, die Träger des Amtes nur Macht verwalten zu sehen, und versucht, mit politisch-taktischen Zügen selber Macht zu gewinnen. Die Träger des Amtes aber sind in ihrer Führungsaufgabe eher unsicher, wollen Konflikte nicht verschärfen und stehen doch auch unter der Verpflichtung ihres Amtes.

So durchdringt die Krise tatsächlich das ganze Leben der Kirche. Es ist sicher kein Unrecht, wenn man feststellt, daß die Krise an der Unzufriedenheit gewisser intellektueller Schichten, vor allem auch von Theologen, aufgebrochen ist. So wertvoll kritische Wachsamkeit, geistige Beweglichkeit und Intuition sind, wenn sie sich eigenwillig, ungeduldig und selbstbewußt äußern, sie zerstören statt aufzubauen. Intellektuelle besitzen die Gabe des Wortes, beherrschen die Medien der Kommunikation, schaffen geistige Atmosphäre. Ihre Kritik und Unzufriedenheit steckt an, wuchert und lähmt. Mag die Ungeduld recht haben, daß Geist und Wollen des Konzils noch viel zu wenig aufgenommen und realisiert sind, selber ist man mit seinen Absichten schon weit über das Konzil hinaus und von ihm kaum mehr gedeckt. Mit »vorausgehendem Gehorsam« übt man eigenwillige Experimente. Man beruft sich gerne auf den guten Johannes XXIII., ohne jemals die schlichte Frömmigkeit seiner Tagebücher ernsthaft zur Kenntnis genommen zu haben. Maßstäbe und Anregungen zur Reform der Kirche werden dem Geist der Zeit

und der gesellschaftlichen Umwelt entnommen, fasziniert vom Zeitgemäßen und Neuen sagt und gilt einem die Tradition kaum mehr etwas. Ebenso gehört es zu dieser intellektuellen Haltung, sehr überheblich, aber wenig selbstkritisch zu sein. Kein Wunder also, daß die Kritik an der Amtskirche und die Reform der Strukturen in den Vordergrund treten und daß harte Fronten sich bilden. Ein wenig mitleidig ist manchmal von der Volkskirche die Rede. Als »Publik« eingestellt wurde, hat sein Chefredakteur spürbar abschätzig gemeint, die Zeitung sei am katholischen Milieu gestorben. Eine Meditation über die ersten beiden Kapitel des ersten Korintherbriefs, über die Torheit des Kreuzes und die beschämte Weisheit der Welt, möchte man in der gegenwärtigen Krise der Kirche öfter anraten. Viele Ratschläge, sie zu beheben, erfassen die Krise nicht ernst genug, bleiben an der Oberfläche. Vor allem wird, was man die innere Erneuerung der Kirche nennen muß und worauf das Konzil eigentlich zielte, oft mit leichter Hand beiseite geschoben. Änderung der Strukturen oder Eingehen auf die Forderungen der Zeit, so wichtig sie sind, bleiben ohne jene innere Erneuerung unvollkommen und letztlich fruchtlos. Was die Kirche heute tun muß, erfordert eine größere Anstrengung.

Das Selbstsein der Kirche

Es mag sich zunächst wie eine Tautologie anhören zu fordern, die Kirche solle sein, was sie ist, solle sie selber sein. Die Lage der Kirche macht aber eine solch grundlegende Besinnung dringend notwendig. Es ist Mode geworden, die Kirche einfach als gesellschaftliche Größe zu betrachten und ihre Struktur und Lebensvollzüge vorab nach soziologischen Kategorien zu bestimmen. Bis in die Pastoraltheologie hinein führt heute die soziologische Betrachtung das große Wort. Kirche wird so oft als sakrales System mit eigenem Recht und komplizierter Bürokratie geschildert. Sie gilt als geistige Machtapparatur, gegen die man eine Strategie der Opposition entwickeln muß. Sehr schnell ist dann die Kirche politisiert, das heißt in einer harten Frontstellung nach Freund und Feind aufgespalten. Sicher ist im Lauf ihrer Geschichte die Kirche oft zur Ausübung von Herrschaft mißbraucht worden; Reste solcher Haltung mag es auch heute da und dort noch geben. Sie müssen selbstverständlich überwunden werden. Ebenso sicher aber widersprechen Opposition, Demonstration und nur fordernde Kritik dem Wesen der Kirche und ihrer brüderlichen Gemeinschaft. Die gern und ständig wiederholte Berufung auf Paulus, der dem Petrus ins Gesicht widerstand, entschuldigt da nichts. Immer wieder auch wird die Kirche nach ihrer Brauchbarkeit für welthafte und menschliche Ziele gewertet. Man untersucht, wofür sie als Werkzeug eingesetzt und in Funktion gebracht werden kann. Fortschrittliche

Zeitgenossen möchten sie gern als Vehikel für Gesellschaftskritik, Zukunftsplanung oder Revolution verwenden. Der Freckenhorster Kreis hielt, weil Kirche in allen ihren Lebensbezügen für den Dienst am Menschen da sei, ihre Humanisierung für die wichtigste Aufgabe⁷. Die Paulusgesellschaft verwendete ihre Frühjahrstagung 1970 auf das Thema: »Kirche der Zukunft in einer emanzipierten Gesellschaft.«⁸ Hinter solchen Programmen stehen oft modische theologische Strömungen, die von Entsakralisierung, religionslosem Christentum und Säkularisierung reden.

Es mag in diesen Anrufen manches Bedenkenswerte für die Kirche stecken, und natürlich hat die Kirche mit dem Menschen zu tun. Ihr eigenstes, unverwechselbares Wesen aber liegt in all dem nicht. Als humanitäre Veranstaltung zu ideologischen, weltlichen Heilszielen wäre sie so überflüssig wie wirkungslos. Will die Kirche zu sich selber kommen, muß sie sich auf ihren Ursprung und ihre Sendung besinnen, diese immer neu gläubig aufnehmen und ihr Zeugnis bekennen. Nur so wird sie ernst genommen werden und hat dem Menschen etwas zu sagen. Kirche ist aber viel mehr als ihre soziologische Gestalt, sie ist die Versammlung der berufenen Heiligen, wie Paulus sie nennt, das unter Gottes Anruf versammelte Volk. Sie ist also Gottes Gabe und Geschenk, niemals menschliche Planung oder Absicht. Trotz aller menschlichen Armseligkeit und Sündhaftigkeit ihrer Glieder bleibt sie das unbegreifliche Geheimnis Gottes. Ein solches Geschenk kann nur in Ehrfurcht angenommen werden. Wo Kirche sich also recht versteht, muß sie mit der Danksagung beginnen. Paulus zum Beispiel fängt mit der Danksagung jedesmal an, wenn er einer seiner Gemeinden gedenkt. Erst recht das Miteinander-sein der Gemeinde der Kirche wird im Danksagen Aufgabe und Darstellung ihres Wesens finden müssen. Sie wäre ja ohne den Ruf und die Gabe Gottes überhaupt nicht versammelt, nicht existent. Eben ihr Beisammen-sein ist die Gabe, der gemeinsame Dank aber die einzig gemäße Antwort. Es ist und bleibt darum Liturgie und Kult, Anbetung, Lobpreis und Danksagung vor Gott das erste und eigentliche Werk der Kirche. Darin ist sie allermeist sie selber. Täglich wird sie sich in der liturgischen Anamnese ihres im Glauben erfaßten Ursprungs und ihrer bleibenden Identität vergewissern. So hat es der Stifter ihr aufgetragen, so überliefert es der Apostel in seiner Anordnung, »Tut dies zu meinem Gedächtnis« (1 Kor 11, 24). So erfahren wir es vom gemeinsamen Tun der Urgemeinde; sie verharrt im gemeinsamen Gebet, im Brotbrechen und im Gotteslob (Apg 2, 46 f.). In dieser Verbundenheit des Gotteslobs zumal ist die Gemeinde »der heilige Tempel im Herrn« (Eph 2, 21), erfüllt sie ihren Dienst als »heilige Priesterschaft« (1 Petr 2, 5). Es ist ihr aufgetragen: »Ihr sollt die Großtaten dessen ver-

⁷ In der zweiten Eingabe an die bundesdeutsche Synode. Vgl. »Herder-Korrespondenz«, XXIV/1, S. 16.

⁸ Vgl. den Bericht in »Herder-Korrespondenz«, XXIV/5, S. 200 ff.

künden, der euch aus der Finsternis in sein wunderbares Licht berufen hat« (1 Petr 2, 9). Um die rechte Weise der gottesdienstlichen Versammlung macht sich Paulus im ersten Korintherbrief Sorge, und der Hebräerbrief mahnt: »Und lasset uns darauf achten, einander zur Liebe und zu guten Werken anzuspornen und unsere Versammlung nicht verlassen, wie es bei etlichen Sitte ist, sondern einander ermahnen« (Hebr 10, 24 f.). Die liturgischen Szenen der Apokalypse machen nur deutlich, wie sehr die frühe Gemeinde ihren Dienst auf die eschatologische Vollendung hin begreift. Es ist sozusagen die Quersumme aus dieser Tradition, wenn das Konzil feststellt, die Liturgie sei der Höhepunkt, dem das Tun der Kirche zustrebe, und die Quelle, aus der all ihre Kraft ströme⁹. Gewiß, das Neue Testament versteht das ganze christliche Leben als einen Dienst Gottes, das lebendige, heilige, Gott wohlgefällige Opfer (Röm 12, 1) soll im leibhaftigen Alltag geschehen, alles soll zur Ehre Gottes getan werden. Aber gerade diese fordernden Imperative verlangen die Kraft aus der Gabe, die der Kirche in Liturgie und Kult geschenkt ist. Richtig ist, wie es Alois Müller im Märzheft 1972 von »Concilium« getan hat, daran zu erinnern, daß die Liturgie immer auch die brüderliche Gemeinschaft im Herrn konstituiert und darin ihren notwendigen anderen Aspekt besitzt¹⁰. Wenn aber heute – Müller tut das nicht – der menschliche Bezug oft als das Eigentliche betrachtet, die Eucharistie nur als brüderliche Mahlgemeinschaft gesehen und das Gotteslob als belanglos abgetan wird, ist die eigentliche Aufgabe der Kirche verkannt und verloren, hat auch eben die so betonte menschliche Begegnung Sinn und Kraft eingebüßt. Gottes Heilsgabe besitzt ihr eigenes inneres Gesetz. Kirche ist sicher um der Menschen willen gestiftet, aber um sie zum Vater des Lichtes zu führen. Die Menschwerdung endet nicht im irdischen Leben Jesu, sondern mit der Himmelfahrt und der Verherrlichung und Unterwerfung des Sohnes, »damit Gott alles in allem sei« (1 Kor 15, 28). Die Berufung zur Kirche und die Annahme zu Kindern ist uns geschenkt, »damit wir zum Lobe seiner Herrlichkeit gereichen« (Eph 1, 12). Gern wird zur Kritik an Kult und Liturgie Jesu Wort über den Sabbat nach Mk 2, 27 zitiert: »Der Sabbat ist um des Menschen willen und nicht der Mensch um des Sabbats willen.« Doch sollte man es sich mit dem Wort nicht zu leicht machen und es in seiner merkwürdigen Doppelsinnigkeit bedenken. Es spricht nicht nur davon, daß der Sabbat kein schematisch zwanghaftes Gesetz ist, es sagt auch, daß er segnende Erfüllung ist. Ja, »der Mensch ist der Zweck des Sabbats«¹¹, weil er seiner und des Gottesdienstes bedarf, um wahrhaft Mensch zu sein! Der Lobpreis Gottes in seinem strengen Sinn ist erste Aufgabe der Kirche, wo er von der glaubenden Gemeinde vollzogen wird, ist Kirche allermeist sie sel-

⁹ Konstitution »Sacrosanctum Concilium«, 10.

¹⁰ Alois Müller, Praktische Theologie der Kirchenreform. In: »Concilium«, VIII/3, S. 188.

¹¹ Herbert Braun, Jesus, S. 81.

ber, steht in ihrem unersetzlichen Dienst für alle Menschen und für die Welt. Erfüllt wird diese Aufgabe, indem sich die Kirche zum Gebet versammelt, in Anbetung und Lobpreis Gottes Gabe verkündet, in der Eucharistie das Herrengedächtnis feiert, ehrfürchtig und gewissenhaft die Sakramente spendet und empfängt, sich am Herrntag, herausgerufen aus Verwirrung und Unrast der Welt, vor Gott versammelt. Alles, was sonst noch zu tun möglich ist, ruht auf diesem Fundament. Ohne dieses Erste und Notwendigste aber mögen noch so viele Aktivitäten entwickelt, Gesellschaft verändert, Zukunft verkündet und alles dies christlich firmiert werden, der Kirche Eigentlichstes wäre versäumt, das nämlich, was der Epheserbrief in das Wort faßt: »Ihm gebührt die Ehre in der Gemeinde« (Eph 3, 21).

Erziehung zum geistlichen Leben

Das geistliche Leben, von dem da die Rede ist, meint nichts anderes als den persönlichen Umgang mit Gott. Es ist eine der vornehmsten Aufgaben der Kirche mit ihrer Botschaft von Jesus Christus, dem Boten und Sohn Gottes, Wege zu diesem Umgang zu weisen und ihn einzuüben. Sie hat das von ihrem Ursprung an getan. Es ist schmerzlich zu sehen, wie sehr die Aufgabe heute verkannt und vernachlässigt wird. Das Schlagwort von der Humanisierung der Kirche geht um; es meint, die Kirche müsse sich vorrangig den irdisch-menschlichen, den sozialen und gesellschaftlichen Aufgaben zuwenden. Persönliche Frömmigkeit wird rasch als Flucht vor der Weltverantwortung oder als eine sublimale Art egoistischer Selbstbefriedigung ausgelegt. Als ob der Mensch nicht seinen eigenen Vorrang verlöre, wenn er das persönliche Gespräch mit Gott nicht mehr kennte. Als ob er aus der armen Kraft seines eigenen Herzens die Verwandlung der Welt zu leisten vermöchte! »Das aber ist das ewige Leben, daß sie dich, den allein wahren Gott, und den du gesandt hast, Jesus Christus erkennen« (Jo 17, 3). So richtig die von Alois Müller so genannte »Scharfeinstellung auf das Heute« für heutiges Glaubensverständnis ist¹², es wäre mehr als gefährlich, wenn dabei der transzendente, eschatologische Horizont im Verschwommenen gelassen würde. Es scheint mir zum mindesten leicht mißverständlich, die biblische Botschaft dahin auszulegen, daß Gott sich »von Anfang an und zuletzt endgültig in Jesus auf die Entwicklungsziele menschlicher Vernunft, Freiheit und Güte festgelegt hat«, wie Franz Joseph Schierse sagt¹³. Sicher ist die hier gemeinte Aufgabe der Kirche in einer Zeit, die von der Gottesfinsternis oder gar vom Tode Gottes redet, die mit Dorothee Sölle die Akrobatik unternimmt, atheistisch an Gott glauben zu wollen, und die Gott nur als

¹² Alois Müller, a. a. O., S. 188.

¹³ »Wort und Wahrheit«, a. a. O., S. 201.

Gegenstand einer zweifelnden, oft verzweifelten Frage zu kennen scheint, nicht leicht. Sie muß fundamental angegangen werden. Aber sowohl die vielen angebotenen Versuche, den Menschen aus seinen Zwängen, Frustrationen und Entfremdungen zu befreien, wie die vielen Fluchtversuche des Menschen in Betriebsamkeit, Zerstreuung und Rausch, ja in den Tod, sind nicht übersehbare Zeichen einer großen Sehnsucht nach Sinn und echter Lebenserfüllung, sind in der Tiefe ein unartikulierter Ruf nach Gott und der Begegnung mit ihm. Der Kirche aber ist aufgegeben, geistliches Leben zu lehren und zu pflegen. Sie ist und bleibt, auch wenn man sie in dieser Gestalt heute nicht mehr gerne erkennt und anspricht, die *mater ecclesia*, wie sie schon der Galaterbrief Pauli und mit vielen Stimmen die Kirchenväter preisen. »Warum ich in der Kirche bleibe? Weil sie nur als die Kirche der Apostel . . . mir das Brot und den Wein des Lebens reichen kann . . . Weil sie die Kirche der Heiligen ist . . . Weil sie die einzige Chance ist, von sich loszukommen, von diesem Fluch des Eigengewichts.«¹⁴

Die Grundlage des geistlichen Lebens ist der Glaube. Die Kirche hat ihn durch ihre Verkündigung zu erwecken und zu nähren. Die Verkündigung hat Gottes Wort, wie es in Schrift und Überlieferung verwahrt ist, unverfälscht und getreu weiterzugeben. Das ist ihr erstes und absolutes Kriterium. Selbstverständlich muß mit Hilfe aller zur Verfügung stehenden Methoden der Wissenschaft der Kern der biblischen Aussage der Offenbarung aus der zeitbedingten literarischen Form erhoben werden. Nicht anders sind die Zeugnisse der Tradition auf ihre geschichtlichen Voraussetzungen hin zu prüfen. Wir haben dafür heute viel eindringendere, verfeinerte wissenschaftliche Methoden, besonders in der Exegese. Nur mit exegetischen Forschungen, mit Formgeschichte und Hermeneutik allein kann ich, so wichtig sie als Voraussetzung sind, noch nicht verkündigen. Darum eben muß es echter Theologie und erst recht gläubiger Verkündigung gehen, den Kern, die wesentliche Aussage, das Mysterium Gottes sagbar und hörbar zu machen. Gerade dieses Eigentliche darf nicht hinweginterpretiert oder gar geleugnet werden. Nicht die Vernunft ist Herrin des Glaubens, wie etwa Gert Otto in seinen Thesen zur Veränderung des Glaubens, des Gebets und der Kirche meint – soviel Bemerkenswertes diese Thesen enthalten mögen¹⁵ –, sie versucht vielmehr, so gut sie vermag, in das Geheimnis des Glaubens einzudringen. Das aber kann weder geschehen durch selbstsicheren Bruch mit der Tradition noch durch einfache Reduktion des Glaubens nach seinem Inhalt. Es ist keine Verkündigung der Weihnachtsbotschaft, wenn ich einfach den Bericht des Lukas eifrig entmythologisiere, bis er am Ende nichts mehr sagt, und es verfehlt die Verkündigung der Osterbotschaft radikal, wenn ich sie mit Marxsen nur als Interpretament des Glaubens darstelle. Ebenso nennt Schlier es mit Recht

¹⁴ Hans Urs von Balthasar, Klarstellungen, S. 186 ff.

¹⁵ Gert Otto, Vernunft, S. 47 ff.

eine Kapitulation vor der »historischen Wissenschaft«, wenn ich nur noch von Jesus spreche, von Christus aber zu sprechen mich scheue¹⁶. Von billigen, sensationellen Negationen nach dem Stil »in der Hölle brennt kein Feuer« oder »den Teufel gibt es nicht« braucht gar nicht erst gesprochen zu werden. Um zum Glauben an den geheimnisvollen, unendlichen Gott zu führen, genügt es nicht, den ewig zitierten alten Mann mit dem Bart ein weiteres Mal zu entmythologisieren, und zum Fest der Himmelfahrt habe ich noch gar nichts gesagt, wenn ich feststelle, daß da oben nur die unendlichen Welt-räume sind, aber kein Himmel. Nur wird leider in so flacher, auflösender Weise vielfach auf unseren Kanzeln und in Schulzimmern gesprochen. Was aber die viel zitierte Pluralität der Theologen angeht, ist zu sagen, daß sie natürlich in theologischer Forschung und Diskussion ihren legitimen Platz hat und fruchtbar ist. Ob aber jede neu gefundene, stolz vorgetragene Arbeitshypothese sofort in Massen publiziert oder gar als unbestreitbare Wahrheit von Kanzeln verkündet werden muß, ist eine Frage, die auch journalistisch begabte Theologen überlegen sollten. Schließlich kommt es bei der Verkündigung nicht auf Diskussion und »Menschenweisheit«, sondern auf gläubige Überzeugung und den »Erweis von Geist und Kraft« an, wie Paulus sagt (1 Kor 2,4). Daß die Verkündigung verständlich in die Zeit hinein und in der Sprache der Zeit geschehen soll, hat das Konzil erst wieder eindringlich gefordert. Nur wird das nicht heißen wollen, es ließen sich die Geheimnisse des Glaubens ohne Bilder in der Abstraktion reiner Rationalität oder in Form leerer Computerdaten aussagen. Das wird auch bei der Suche nach der Kurzformel des Glaubens zu bedenken sein; wir könnten am Ende an eine Grenze kommen, wo unsere Worte nichts mehr sagen. Vielleicht wäre auch erst noch zu prüfen, wieweit nicht selbst mythologische Bilder einen in andere Sprachformen kaum zu übersetzenden Wahrheitsgehalt haben und unsere Wissenschaftlichkeit keineswegs die beste Weise der Rede von den Geheimnissen Gottes ist. Ebenso wäre zu prüfen, ob es, solange wir keine treffenderen Worte finden, nicht geboten ist, die überlieferten Aussagen schlicht weiter zu gebrauchen.

Zur Verkündigung des Glaubens gehört die Weisung fürs Leben. Auch sie bleibt ein gültiges Stück geistlicher Lebenslehre durch die Kirche. Die notwendige Abkehr von einer wuchernden, gesetzlichen Kasuistik vergangener Jahrhunderte hat leider eher eine Unsicherheit und eine als persönliche Entscheidungsfreiheit ausgegebene Willkür und Freizügigkeit mit sich gebracht. Wurde früher fast nur Moral gepredigt, so schweigt sich darüber heute die Verkündigung hilflos aus. Man muß sich darüber klar sein, daß weithin Grundforderungen und Grundwerte christlicher Sittlichkeit wie in der allgemeinen Öffentlichkeit auch in den Gemeinden in Frage gestellt sind.

¹⁶ »Wort und Wahrheit«, a. a. O., S. 204.

Das gilt für Grundhaltungen wie Ehrfurcht, Dankbarkeit, Demut ebenso wie etwa für die Unauflöslichkeit der Ehe oder die Unantastbarkeit des Lebens. Es genügt eben nicht, das natürliche Sittengesetz und das Naturrecht nur kritisch abzuwerten, statt es ernsthaft auch nach seiner Geschichtlichkeit zu vertiefen und neu zu begründen. Am Ende meint dann sogar ein Professor der Theologie, die grundlegenden Forderungen natürlicher Ethik seien nur christliche Sondermeinungen innerhalb einer Pluralität möglicher Ethiken¹⁷. Es genügt auch nicht, die Zeitbedingtheit und Relativität ethischer Ideale zu reflektieren. Heinrich Schlier stellt mit Recht die Gewissenfrage: »Sind die parakletischen Ausführungen des Apostels Paulus zur *πορνεία* nicht mehr verbindlich, nur weil wir im Zeitalter der öffentlichen Pornographie ›nichts mehr damit anfangen‹ können?«¹⁸ Schließlich wären wir auch schlecht beraten, die Sondersituationen und Grenzfälle zum ersten Thema sittlicher Untersuchungen zu machen. An dieser Stelle wird leider oft Moraltheologie und Pastoraltheologie ungut vermengt. Zu leicht nämlich endet dieser Einsatz bei einer allgemeinen Grenz-moral, wie Schöllgen sie einst genannt hat¹⁹. Zu Recht, so scheint mir, hat also die Bischofskonferenz zum Beispiel die Synodenvorlage über geschiedene Ehen zurückgestellt, bis eine allgemeine Darstellung der christlichen Ehe erarbeitet ist.

Schließlich entfaltet sich geistliches Leben in Gebet und Formen der Frömmigkeit. Sie haben ihre eigene Geschichte und wandeln sich je nach der Kultur einer Zeit. Ginge es nur um einen solchen Wandel, könnte man ohne Sorge zusehen. Was aber heute erschreckt, ist der totale Abbau, ohne daß neue, bessere Weisen erkennbar wären. Die »Herder-Korrespondenz« hat im ersten Heft des laufenden Jahrgangs in einem Aufsatz »Fragen zum deutschen Gegenwartskatholizismus« als erste der besorgniserregenden Ausfallerscheinungen mit vollem Recht die spirituelle Armut genannt²⁰. Ehrlicher-weise muß man bekennen, die Theologen sind nicht unschuldig daran; sie wollen vielfach gar nicht mehr Lehrer geistlichen Lebens sein. Unsere Kirchen stehen den Tag hindurch mehr und mehr leer; der Besuch vor dem Sakrament entspricht angeblich nicht mehr der theologischen Auffassung von der Eucharistie. Eine Entgleisung wie der Jugendgottesdienst in Hofheim im Taunus wird doch nur verständlich, wenn den Teilnehmern nie klar gezeigt worden war, daß die Eucharistie Gedächtnis des Todes des Herrn ist²¹. Das persönliche Bekenntnis im Sakrament wird offen als überflüssig abgetan, ja es werden Beichtende weggeschickt, weil es offenbar an einer klaren Theologie der Sakramente fehlt. Und dies in einer Zeit, da Psychologie und Psy-

¹⁷ So Norbert Greinacher in »konkret«, Nr. 7 vom 23. März 1972. Interview »Eindeutig für eine Fristenlösung«.

¹⁸ Heinrich Schlier, *Das Ende der Zeit*, S. 11.

¹⁹ Werner Schöllgen, *Grenz-moral. Soziale Krisis und neuer Aufbau*. 1946.

²⁰ »Herder-Korrespondenz«, XXVI/1, S. 3.

²¹ KNA-Pressedienst Bonn, Meldung 145/VII, S. 71.

chotherapie das persönliche Gespräch und seine Bedeutung neu entdeckt haben! Marienverehrung gilt vielfach als überholt, und man mag sich Gedanken darüber machen, wieweit das mit der Abwertung von Jungfräulichkeit und Zölibat zusammenhängt. Von den Heiligen ist kaum noch die Rede, der Jahreslauf mit seinen Festen, eine der großartigsten Schöpfungen christlicher Kultur und Frömmigkeit, vergessen. Es ist eine Verarmung, wenn es keine überlieferten Gebetsformen mehr gibt, wenn die Eucharistiefeyer zur einzigen Gottesdienstform der Gemeinde wird, wenn sie dazu noch nach subjektivem Empfinden willkürlich gestaltet wird. Überhaupt ist das ewige Experimentieren im Gottesdienst zerstörerisch; Stille und Meditation gehen im allgemeinen Aktivismus unter. Es ist nicht verwunderlich, daß manche außerhalb des Christentums sich danach umsehen, wenn die eigenen Schätze so verlorengehen. Von Rosenkranz, Kreuzweg und anderem braucht gar nicht erst gesprochen zu werden. Jedenfalls ist sicher, daß die Gemeinden und der einzelne religiös mehr und mehr verarmen und in religiöser Hilflosigkeit verstummen. Es ist wahr, spirituelle Initiativen sind nicht planbar. Sie sind eine Sache der großen religiösen Geister und eine Gnade. Wie not täte unserer Generation zum Beispiel das glaubhaft gelebte, zeitgemäße Vorbild der Armut! Mario von Galli hat am Beispiel des hl. Franziskus vor kurzem zu Recht laut danach gerufen²². Aber müßte die Gemeinde nicht – ähnlich wie der einzelne Christ – in Zeiten geistlicher Armut um so zäher am Überkommenen bleiben und dürfte am allerwenigsten verantwortungslos abbauen?

Erneuerung der Strukturen

Ganz mit Absicht ist die Erneuerung der Strukturen an die dritte Stelle gesetzt. Es ist von ihr in diesen Jahren ständig die Rede, jede Kritik an der Kirche hat sie zum zentralen Thema. Man darf die darin vernehmbare Unruhe nicht überhören. Zur wirksamen Entfaltung gehört gewiß das rechte innere Gefüge. Die Erneuerung der Strukturen ist eine wichtige und notwendige Aufgabe. Nur ist es nicht so, daß ohne sie die Kirche geradezu unglaublich oder lebensunfähig wäre. Die Geschichte kennt ganz anders belastete Verhältnisse der Kirche. Christliches Zeugnis aber und den unbeirrten Weg Heiliger hat es zu jeder Zeit und auch unter schwierigen Umständen gegeben. Die ewige Strukturdebatte kann auch Züge einer ungesunden Introvertiertheit annehmen. Die Herder-Korrespondenz hat mit ihrer Frage so unrecht nicht: »Rührt nicht die kirchliche Introversion, der Streit um Rechte und variablere Strukturen, ein wenig auch davon her, daß sich der Katholik,

²² Mario v. Galli, *Gelebte Zukunft*: Franz v. Assisi.

vielleicht ganz allgemein der Christ, angesichts der empfundenen Ohnmacht in der Gegenwartsgesellschaft in die innerkirchliche Auseinandersetzung flüchtet, gelegentlich dort sogar soziale Ersatzrollen spielt?«²³

Die Gründe für die erstrebte Erneuerung liegen zunächst eher außerhalb der Kirche selber. Es sind die gewandelten Sozialverhältnisse der modernen Gesellschaft, das dadurch erwachte allgemeine Bewußtsein, das auch die Kirche an den gesellschaftlichen Verhältnissen mißt, und das Unverständnis wie die Gleichgültigkeit, denen manche überlieferte Ordnungsformen der Kirche tatsächlich begegnen. Die Erneuerung der Strukturen ist auch eine Frage der kirchlichen Autorität und ihrer Anerkennung. Man spricht meist undifferenziert und mehr schlagwortartig von Demokratisierung der Kirche. Ingo Hermann zum Beispiel bestimmt sie so: »Demokratisierung ist hier die strukturelle Sicherung von Kommunikation, Emanzipation, Toleranz, Pluralität und humaner Rationalität.«²⁴

Konkret werden zum Beispiel folgende Anliegen angeführt:

Die überkommene Form der Territorialpfarre ist vielfach in Traditionen erstarrt und besitzt oft wenig missionarische Strahlkraft. Sie wird zwar das Gerüst der Seelsorge auch in Zukunft bleiben müssen, aber es wird wichtig sein, daß sie durch wache Gruppen erweckt und in Bewegung gebracht wird. Dabei müssen die kleinen »Gemeinden« in ihr, die man ihr heute gern gegenüberstellt, sich davor hüten, sich als Interessengruppen abzukapseln, sich in elitäres Eigenleben zu verschließen oder gar sektiererisch zu werden. Niemals können sie die Großgemeinde in der Vielfalt ihrer aufgegebenen Dienste und nach ihrer gesellschaftlichen Vielschichtigkeit ersetzen.

Auch die Führung des Amtes ist oft noch rein autoritär und nur anordnend. Es gibt mehr befehlende bzw. leitende Mitteilungen von oben, aber zu wenig Befragung, Kommunikation und Information von unten zum Amtsträger hin. Entscheidungen werden einsam vom Amt her getroffen, die Betroffenen haben keine echte Möglichkeit der Mitwirkung. Auch bleiben die getroffenen Entschlüsse vielfach unbegründet und kommen unter Ausschluß der Öffentlichkeit zustande. Der einzelne besitzt keine ausreichenden Rechtswege, um seine Anliegen zur Geltung zu bringen, weil die drei klassischen Gewalten im kirchlichen Bereich identisch und nicht getrennt sind. Die Bestellung zu den leitenden Ämtern geschieht ohne Einfluß und Mitwirkung der Gemeinden. Der von der Kirche so geförderte Dialog wird gerade im Innenraum der Kirche noch wenig geübt. Es fehlt in der Kirche an wirklicher Öffentlichkeit. Manche dieser Anliegen besitzen in der eigenen, teilweise verschütteten synodalen Überlieferung der Kirche ihren berechtigten Ansatz. Auch das Konzil hat sie zum Teil schon aufgegriffen. Dahin gehört zum Beispiel das Prinzip der Kollegialität, die Eigenständigkeit der

²³ »Herder-Korrespondenz«, XXVI/1, S. 3.

²⁴ »Wort und Wahrheit«, a. a. O., S. 135.

Ortskirche, die Stellung des Laien in der Kirche als Volk Gottes und die Charismen.

Die nachkonziliare Entwicklung hat aber auch schon gezeigt, wie die Spannung zwischen starrem Konservatismus und utopischer Ungeduld die Arbeit an der Erneuerung mehr erschwert als fördert. Auf beiden Seiten geht es dann eher um Verteidigung oder Erringung von Macht als um die Sorge für die Kirche. Für die deutschen Verhältnisse bleibt dringend zu wünschen, daß die Synode einseitige Polarisierungen überwindet, obgleich sich auch in und neben ihr reine Gruppeninteressen durchzusetzen suchen. Besonnenheit tut in dieser Sache besonders not. Vor allem besitzt die Kirche eine grundlegende Verfassung, die ihr als Stiftung vom Herrn mitgegeben ist. Jede Änderung der Strukturen kann nur im Blick auf sie durchgeführt und muß an ihr geprüft werden. Ihr Vorsteheramt kommt aus Gottes direktem Auftrag und entstammt nicht der Bestellung durch die Gemeinde. In Verkündigung und Verwaltung der Sakramente steht der Träger des Amtes im Gegenüber zur Gemeinde, er muß gesandt sein und handelt in Vollmacht. »In Wahrheit ist das Vorsteheramt in der Kirche ein unteilbarer Dienst. Die Kirche, der vorzustehen ist, ist ihrem Kern nach Versammlung. Diese Versammlung aber kommt zusammen, um Tod und Auferstehung Jesu Christi zu verkündigen. Das Vorstehen in ihr vollzieht sich daher nicht anders als in der Vollmacht sakramentaler Verkündigung.«²⁵ Das Amt besitzt somit eigene Autorität und eine nicht übertragbare Entscheidungsgewalt. Mit vollem Recht nennt deshalb Ratzinger eine gemischte Synode als ständige oberste Leitungsbehörde sowohl nach der Überlieferung der Kirche wie nach ihrer sakramentalen Struktur und ihrem spezifischen Ziel eine »chimärische Idee«.

Zu den Charismen ist festzustellen, daß oft unüberlegt und oberflächlich von ihnen die Rede ist. Charismen bezeichnen ja sehr verschiedenartige Begabungen. Sie enthalten aber keine Allzuständigkeit oder demokratische Legitimation, sondern eine unverfügbare Ermächtigung durch Gottes Gabe zu je besonderem Dienst. Die der Kirche mitgegebene Verfassung läßt auch nicht zu, daß die Ortskirche, so gewiß sie die ganze Kirche repräsentiert, völlig eigenmächtig entscheidet, immer ist sie an die ganze catholica gebunden und muß mit ihr im Einklang stehen.

Wenn die Kirche sich übrigens den gesellschaftlichen Formen einer Zeit anpaßt und solche übernimmt, darf sie doch niemals in ihnen ganz aufgehen. Auch Demokratie also ist nicht die schlechthin wesensgerechte Gestalt kirchlichen Lebens. Gerade wenn heute die sogenannte konstantinische Wende der Kirche so kritisch bewertet wird, muß die Kirche sich doppelt hüten, eine solche Anpassung in Gestalt der Demokratie zu wiederholen. Erfahrungen mit der Demokratie zeigen deutlich auch ihre Grenzen und Gefährdungen,

²⁵ Joseph Ratzinger, *Demokratie in der Kirche*, S. 32.

die gesehen werden müssen. Da ist die Manipulation der öffentlichen Meinung, die selbständiges Urteil erschwert. Da bilden sich die Interessengruppen, denen es mit kluger Taktik um die Durchsetzung der Macht geht. Da gibt es die endlosen, ermüdenden Diskussionen, die die Freude an der Mitarbeit lähmen. Da werden Entscheidungen viel eher aus Emotion und nahe liegenden Interessen statt aus Sachverstand und echter Sorge gefällt. Da besteht auch die Tatsache der mangelnden Zuständigkeit in vielen Fragen und ganz einfach die berufliche Belastung der Laien, die die zeitraubende Übernahme kirchlicher Verantwortung vielfach illusorisch macht.

Schließlich bleibt zum Thema der Strukturen noch einiges Grundsätzliche zu bedenken. Bestehende Strukturen sind nicht einfach nur entlehene Übernahmen früherer Gesellschaftsformen. Es ist in ihnen auch ein großes Kapital eigener gesellschaftlicher Erfahrungen der Kirche investiert, das nicht leicht hin verschleudert werden sollte. Völlig an der Aufgabe der Kirche vorbei geht es, wenn ihre gesellschaftlichen Ordnungsformen vorrangig als Machtpositionen angesehen werden. Sie sind sicher derart in der Geschichte öfter mißbraucht worden. Das gibt aber kein Recht, diesen Mißbrauch bei allen Trägern des Amtes zu argwöhnen oder gar das aufgegebenen, notwendige Miteinander von Gruppen und Diensten in der Kirche in politisch harte Fronten aufzuspalten. Am Ende sollte nie vergessen werden, daß, wie immer die Strukturen beschaffen sind, mehr als die Institutionalisierung von Rechten und Aufgaben oder gar, wie gefordert, von Kritik²⁶ das gegenseitige Vertrauen nötig ist. Das namentlich in einer Zeit, wo so gern von der Brüderlichkeit gesprochen wird.

Dienst an der Welt

Es ist eines der großen Verdienste des Konzils, daß es sich so entschlossen der Welt zugewandt hat, der heutigen Welt. Das ist um so bemerkenswerter, als sich die Kirche in den letzten Jahrhunderten dieser modernen Welt und ihren Ideen gegenüber so hermetisch abgeschlossen hatte. Sie hatte sich damit selber weithin zur Unfruchtbarkeit verurteilt und vergessen, wie sehr sie eigentlich für die Welt da ist, *sacramentum mundi* sein soll, das der Welt schon eingestiftete Heil repräsentieren soll. Sie bleibt das ihrer Sendung gemäß, auch wenn die neuzeitliche Entwicklung deutlich zeigt, daß ihr feststellbarer Einfluß auf die Welt mehr und mehr zurückgeht. Das Wort von der Diasporasituation ist für die sich abzeichnende Lage sehr wohl berechtigt. Wird sie erkannt, so kann weder resignierender Rückzug noch aktivistische

²⁶ Siehe etwa Karl-Heinz Ohlig, Theologische Ziele der Kirchenreform. In »Concilium« VIII/3, S. 179: »Angesichts dieser Situation erscheint die Forderung nach der Institutionalisierung von Kritik und Reform als (auch) theologische Notwendigkeit«.

Anbiederung die gemäße Antwort sein. Es gibt nämlich auch eine weit verbreitete Neigung, Kirche fast völlig in Welt aufgehen zu lassen. Das beginnt mit der Unterordnung des Glaubens unter die Vernunft, der Entnahme sittlicher Grundsätze aus den gesellschaftlichen Verhaltensregeln und endet bei der Einebnung der Sakralität ins profan Welthafte wie bei der Gleichsetzung von Frömmigkeit mit dem Dienst an der betont welthafte Welt. In Wirklichkeit sollten Distanz und größere Freiheit der Welt gegenüber die Kirche gerade zu ihrer Eigenständigkeit und zu ihrer eigenen Aufgabe an der Welt führen. Das Konzilsdekret *Gaudium es spes* spricht von dem Licht, das die Kirche aus dem Evangelium schöpft und von jenen Kräften des Heils, die die Kirche, vom Heiligen Geist geleitet, allzeit von ihrem Stifter empfängt.

Die weltverwandelnde neue Macht, aus der die Kirche lebt, das Kennzeichen der Jünger des Herrn und das große Gebot, ist die Liebe. Sie ist der neue Ansatz christlichen Handelns, die eigentliche Weise des Dienstes an der Welt und unterscheidet sich ganz und gar von welthafte Mächtigkeiten. Die Liebe lebt und handelt aus dem Antrieb des Geistes, ist aufmerksam auf die aktuellen Nöte, packt wirksam zu und fragt nicht nach Dank und Anerkennung. Sie verwirklicht sich im kleinen, alltäglichen Dienst des einzelnen ebenso wie in der Organisation großer Hilfswerke wie etwa »Adveniat« oder »Misereor«. Auch wenn sie humanitären Antrieben oft ähnlich sieht: vielleicht kommt ihr Eigenstes ans Licht in der Demut, Selbstlosigkeit und Unermüdlichkeit ihres Tuns. Weil die Liebe das Kennzeichen der Jünger ist, erweist sie sich als eine Art Barometer für den Stand des inneren Lebens der Kirche. Nun ist zwar viel von der Öffnung der Kirche für die Welt und von strukturverändernden Plänen für die Not in der Welt die Rede. Bedenklich aber ist, daß zugleich die Bereitschaft zu persönlichem Einsatz und Dienst zurückgeht. Egoismus und persönlicher Vorteil, Gewinn und Bezahlung geben den Ausschlag bei Entscheidungen. Der bedrohliche Rückgang bestimmter sozialer Berufe ist alarmierend. Es ist eine Täuschung, dafür nur äußere Gründe verantwortlich zu machen; zu deutlich zeigt sich darin ein Nachlassen christlicher Verantwortung und Antriebe. Sie mit allen Kräften zu wecken, muß eines der wichtigsten Anliegen der Kirche heute sein.

Die Kirche weiß um die Ordnungen Gottes, sie ist ihnen verpflichtet und hat den Auftrag, sie zu verkünden. Aller Gleichgültigkeit und Verwirrung entgegen hat sie die sittlichen Grundwerte menschlichen Lebens stets wieder in Erinnerung zu bringen. Das zumal, weil sie aus dem Evangelium das kritische Urteil über die gottfremde, verschlossene Welt kennt. Die Verkündigung der Ordnungen Gottes ist ein entscheidender Dienst an der wirklichen Welt. Hat er unter Umständen auch richterlichen Charakter, muß er gerade darum ohne jegliche Überheblichkeit, in aller Treue erfüllt werden. *Gaudium et spes* stellt die Würde des Menschen und das Gut des Friedens betont her-

aus Es handelt sich um Werte und Ordnungen, die das gemeinsame menschliche Leben tragen und dem Handeln verbindliche Ziele setzen. Die Kirche, die sie verkündet, will die Verwirklichung nicht mit detaillierten Programmen bestimmen oder ihre Ideen machtmäßig durchsetzen. Sie will nur die unverlierbaren Werte deutlich machen und an die Grenzen erinnern, die der Mensch nicht ungestraft überschreiten darf. An der sichtbaren Darstellung der Ordnungen Gottes ist im übrigen der Träger des Amtes in der Kirche als Lehrer ebenso beteiligt wie jeder Christ durch sein konkretes christliches Leben. Inmitten der willkürlichen Freizügigkeit sittlichen Verhaltens wird der Christ durch seine Bindung an Gottes Ordnung Zeugnis geben. »Macht euch nicht dieser Welt gleichförmig« (Röm 12, 2), diese und ähnliche Mahnungen ziehen sich durch das ganze Neue Testament hindurch. Es braucht nur an die Diskussion um den § 218 oder die Unauflöslichkeit der Ehe erinnert zu werden, und der Ort des Zeugnisses ist eindeutig bestimmt. Er ist ebenso bestimmt, wo es um Gerechtigkeit und Frieden in der Welt geht. Mit unüberhörbarer Deutlichkeit haben zum Beispiel die letzten Lehrschriften der Kirche die Pflicht der Gerechtigkeit eingeschärft, die den reichen Ländern Opfer für die Entwicklungsländer verbindlich auferlegt.

Die Botschaft der Kirche ist eine Botschaft der Hoffnung und der Zukunft. Die Verheißung des kommenden Reiches ist ihr Inhalt. Daß die Botschaft so lange kaum zu hören war, bleibt Vorwurf an eine träge, selbstzufriedene Christenheit. Sie hat überhört, wie deutlich das Evangelium vom Zukünftigen spricht, nicht wahr haben wollen, daß Hoffnung Grundhaltung christlichen Lebens sein muß, nicht verstanden, daß die Liturgie das Kommende vergegenwärtigt. Die Folge war, daß die Welt mit ihren Erwartungen und Hoffnungen aus der Kirche ausgezogen ist und die Kirche immer mehr als museale Vergangenheit angesehen hat. Dabei lebt diese Zeit und Welt leidenschaftlich und einseitig auf Zukunft hin, das Prinzip Hoffnung ist ihr eigentlicher Antrieb. Vergangenheit und Geschichte bedeuten ihr wenig, alles aber die realen und die irrealen Utopien, denen sie nachjagt. Nur ist diese Hoffnung so kurzatmig und die Entwürfe in die Zukunft so begrenzt und ungenügend. Vor der letzten Sinnfrage und der Grenze des Todes verstummen sie alle. Die christliche Gemeinde dagegen kennt eine Verheißung, die über alle Enge hinausführt, sie lebt aus einer Hoffnung, die trägt, weil sie nicht selbstfabriziert ist. Ihre Zukunft ist eine erwartete Begegnung, sie hat ein sogar menschliches Antlitz. »Ich weiß, auf wen ich meine Zuversicht gesetzt habe und bin überzeugt, daß er mächtig ist, mein anvertrautes Gut bis zu jenem Tag zu bewahren« (2 Tim 1, 12). Es ist Dienst an der Welt, daß die Kirche die große Verheißung laut und deutlich in alle Lebensangst, Verzweiflung und Träumerei dieser Welt verkündet. Was sie zusagt, entfremdet den Menschen keineswegs seiner nächsten Wirklichkeit und seinem irdischen Leben, wie die Botschaft oft fälschlich aus-

gelegt worden ist. Wohl lösen sich vor ihr irdische Utopien auf; sie relativiert rein menschliche Hoffnungen und Pläne. Insofern hat die Kirche noch einmal eine richtende Aufgabe. Das heißt aber nicht, daß sie mit ihrer Verkündigung Arbeit in der Welt, menschlichen Einsatz und tätiges Wirken für eine bessere Zukunft wertlos mache oder lähme. Von der endgültigen Zukunft her, die sie aussagt, erhalten vielmehr alle vorläufigen Ziele und Hoffnungen ihren gültigen Platz und ihren inneren Wert.

Gerade der Christ, der nicht leeren Phantasien folgt, sondern aus der Gewißheit seiner Verheißung lebt, besitzt Mut, Geduld und Beharrlichkeit, sich voll und ganz für eine bessere Welt, für den Fortschritt der Menschen, für Gerechtigkeit und Frieden einzusetzen. Er wird auch von keiner Enttäuschung entmutigt, weil er um die Vorläufigkeit aller irdischen Verwirklichungen weiß, weil er besitzt, als besäße er nicht. Er weiß aber auch, daß trotz aller Vorläufigkeit das hier und heute Vollbrachte nicht unnütz und sinnlos ist, sondern Vorzeichen und Hinweis auf die entgegenkommende Vollendung sein darf.

Einen letzten Dienst kann erst recht nur die Kirche der Welt leisten. Als der Ort, an dem Gottes Heilswerk in Jesus Christus durch die Geschichte hindurch anwesend und wirksam bleibt, ist es ihr aufgegeben, in der Welt einen sakralen Bereich zu erstellen. Es gibt zwar heute eine energische Bestreitung alles Sakralen. Man wünscht gottesdienstliche Räume als Mehrzweckbauten, lehnt liturgisches Gewand und Form ab, sucht eine möglichst profane Sprache für die Verkündigung, ebnet das Amt in der Kirche ein und ließe am liebsten Gottesdienst ganz in Tätigkeit an der Welt aufgehen. Die Kirche aber ist von Wesen und in ihrer ganzen Existenz Verweis auf das ganz Andere. Sie entstammt dem Anruf Gottes, ist Zeugin seines Erbarmens und seiner Gnade, ist beladen mit der Offenbarung und dem Auftrag Gottes. Kirche ist nicht einfach ein beliebiges Stück menschlicher Kultur oder Religionsgeschichte. Sie ist vom Geheimnis Gottes gezeichnet. Gerade als solche ist sie wiederum der Welt nicht nur befremdlich, sondern antwortet auf eine tiefe Sehnsucht und Erwartung in der Welt. Den Verweis auf das Heilige kann sie gewiß nicht aus eigener Macht leisten, ihre Sakralität stammt nicht aus Gnosis oder Magie. Heilig ist sie als die Geheiligte, durch Gottes Wahl und Bestimmung. Doch empfängt sie diese Gabe nicht für sich, soll sie vielmehr für die Welt in ihrem Dasein und Tun bezeugen. Der Ort, an dem die Gemeinde sich versammelt, die Handlung, die sich in Anbetung und Dank vollzieht, die Träger ihrer Dienste, ja das ganze heilige Volk Gottes sind »sakral«, von Gott in besonderem Anspruch genommen, Hinweis und Erinnerung an Gottes Dasein und Wirken in besonderer Eindringlichkeit. Sie sind das nicht einfach für sich, sondern um der Welt willen und stellvertretend für die Welt. Sakralität, und das heißt in kurzer Formel Gottes Anwesenheit, Ergriffensein von Gott, Gott völlig verfügbar sein, ist höchste Seins-

erfüllung für die Welt und den Menschen. Josef Pieper hat in diesen Jahren nicht aufgehört, eindringlich zu zeigen, wie notwendig das Sakrale für den heilen und vollendeten Menschen ist, wie esechte Freiheit und Muße nur gibt, wenn für die Feier des Kultes Raum bleibt²⁷. Der Mensch lebt ja nicht vom Brot allein, nicht allein vom Nützlichen und Zweckhaften, er muß, um leben zu können, der Wirklichkeit Gottes begegnen. Diese ihm zu bezeugen und zu ihr realen Zugang zu eröffnen, ist Aufgabe der Kirche. Sie soll sakraler Bereich in der Welt und für die Welt sein.

Man hat in letzter Zeit manchmal das Bild gebraucht, die Kirche komme sich wie ein Rentner vor, der ausgedient nicht mehr gebraucht werde. Es bleibe dahingestellt, ob Außenstehende sie so sehen müssen und wieweit ihr eigenes Unvermögen an diesem Urteil schuld ist. Wo Kirche aber sich selber recht versteht und den Willen hat, sie selber zu sein, wird sie über ihre Kräfte gefordert werden und die Freude über ihre Sendung dazu besitzen. Heute und so lange die Welt steht, bleibt es ihr einzigartiger Auftrag, den Lobpreis vor Gott zu tragen und Freude und Hoffnung, *gaudium et spes*, unter den Menschen auszuteilen und zu wecken.

²⁷ Joseph Pieper, *Muße und Kult*. 1948. Ebenso: *Sakralität und Entsakralisierung*. In »Hochland« LVI/1969, S. 481 ff. Vgl. auch Wigand Siebel, *Freiheit und Herrschaftsstruktur in der Kirche*, S. 39 ff.